

33]

Mafia.

(Nachdruck verboten.)

Roman aus dem modernen Sizilien von Emil Rasmussen.

Nächsten Vormittag kehrten sie heim nach Girgenti.

So Forte verbrachte den Abend bei Carmela zusammen mit Belcaro und den anderen Junggesellen.

Spät des Abends, als er seinen Vorraum betrat, sah er durch die offene Tür ein Paar gegenüber auf dem Balkon stehen. Er schlich näher, ohne gehört zu werden, und erkannte seine jüngste Nachbarin mit Ficarotta. In der erleuchteten Stube saßen die Mutter und die beiden älteren Schwestern und legten Skabale.

Dem Ingenieur kam der Gedanke, daß hier wohl das Motiv zu Ficarottas Einfall, sich nach Schlafenszeit im Gange unten zu treffen, zu finden sei. Von der schmachtenden Kleinen hätte er das fast glauben können.

In einem plötzlichen Anfall von Uebermut setzte er sich an den Flügel und spielte: *Vorrei baciare i tuoi capelli neri!* (Deine schwarzen Haare möchte ich küssen!)

11.

Pamfo war auf einmal der Mann des Tages geworden. Alles sprach von der Szene, die zwischen ihm und Angelo eines Nachts bei Carmela stattgefunden, einer Szene, die damit geendet hatte, daß Angelo ihm eine tüchtige Ohrfeige verabreicht hatte.

Was würde nun daraus werden?

Es war ja kein Geheimnis, daß Pamfo zu innerst eine Memme war; aber eine so erbärmliche Mannsperon gab es doch kaum auf der ganzen Insel, daß sie nicht für eine Ohrfeige Blut gefordert hätte, und sollte die Rache auch fünf- und zwanzig Jahre auf sich warten lassen.

Angelo aber ließ sich nicht verblüffen.

Ende November kam der Prozeß gegen Calogero daran. Mitten in einer langen Reihe Mordprozesse war er der einzig spannende. Eben weil Calogero so zweifellos der Mörder war, war es interessant, ob die Jury ihn freisprechen würde. Jedermann wußte ja, daß zwei Parteien um ihn kämpften, daß alle Fakta ganz nichtsagend waren, unter anderm deshalb, weil man einen Sizilianer nie dazu bringen kann, vor Gericht die Wahrheit zu sprechen, und daß es bloß darauf ankam, wer Einfluß auf die Jury gewonnen hatte.

Der Prozeß übertraf jedoch an Spannung alle Erwartungen, und es war Angelo, der den dramatischen Effekt besorgte. Calogero hatte vor dem Untersuchungsrichter behauptet, er sei während der Mordnacht zu Besuch bei zwei von ihm mit Namen bezeichneten Bauern gewesen. Diese Behauptung bestärkte Angelo darin, so bezeugen, daß diese beiden Bauern am folgenden Morgen daselbe zu ihm gesagt hätten. Sie wurden auch vorgeladen und beeideten das falsche Alibi. Dies war jedoch nur eine alltägliche, fast selbstverständliche Taktik — dann aber sprang die große Bombe: Angelo bezichtigte mit einer ganzen Reihe starker Argumente Pamfo des Mordes. Daß ein Zeuge als Angeber, als Handlanger der Gerechtigkeit auftrat, war etwas unerhört Gemeines. Die größten Schimpfworte regneten auf ihn herab und es entstand ein solcher Lärm unter den dicht gesteckten Zuhörern, daß der Präsident die Aula zu räumen drohte.

So Forte war der nächste Zeuge, und er sprach mit großem Mute die volle Wahrheit. Er könne nicht bestreiten, daß Pamfo anwesend gewesen, aber er sei bereit, einen Eid abzulegen, daß kein anderer als Calogero der Mörder sein könne.

In dem großen Eisenkäfig saß der lange, fehnige Calogero, den die Gast ganz gelblich sah gemacht, zwischen zwei Carabinieri und starrte ihn mit einem Tigerblick an, als wollte er sich dies Antlitz ins Gedächtnis brennen, bis er einmal herauskäme.

Das Verdikt der Jury lautete „schuldig“. Aber nur mit einer Stimme Majorität.

Calogero nahm sein Urteil — lebenslängliches Zuchthaus — ohne zu zuden entgegen, während Ruffida, die der Urteilsverkündung beigewohnt hatte, ohnmächtig wurde und aus der Aula getragen werden mußte.

Damit glitt alles Interesse zurück auf Angelo Angelegenheit mit Pamfo.

Am selben Tage wandte dieser sich an den Advokaten Bruno um Schutz. Abends blieb er bei Carmela aus und begab sich zu später Nachtstunde zu einem Bauern, der unter dem Beinamen *U fratuzzu* bekannt war und in einem der letzten Häuser gegen Porto Empedocle wohnte.

Er sah sich vorsichtig um, ehe er anklopfte. Rasch öffnete sich ein Türspalt und schloß sich ebenso schnell hinter ihm. Nachdem sie einen Augenblick in dem dunklen Raum gestanden hatten, der zugleich als Stall und Wohnung diente, stieg plötzlich ein Lichtschein vom Fußboden herauf. Dort öffnete sich eine Falltüre in den Keller. Pamfo stieg in Begleitung des Bauern, der ihm geöffnet hatte, hinab und fand unten den Advokaten Bruno in Gesellschaft von neun anderen Männern, die er alle kannte.

An der einen Wand hing ein Kreuzifix aus Holz. Auf einem Tischchen lag ein Bild von San Calogero und eine Pistole zwischen zwei angezündeten Kerzen. Sonst waren alle Wände kahl, und die Einrichtung beschränkte sich auf eine Holzbank und einige wenige Strohsessel.

Bruno nahm sogleich das Wort und sagte:

„Du hast in unserer Bruderschaft Schutz zu finden gewünscht, und wir haben Dich würdig befunden. Ich will Dir nun Deine Rechte und Pflichten nennen. Unser Zweck ist, einander in diesen schweren Zeiten zu helfen. Wir wollen alle leben! Will man uns nicht geben, müssen wir nehmen — aber nie ohne die Billigung des Hauptes der Bruderschaft, das ist: ohne die meine. An dem Gewinn erhältst Du wie alle Brüder Anteil. Deine Pflicht ist in erster Reihe blinder Gehorsam gegen Deine Vorgesetzten. Sodann Verschwiegenheit! Endlich Hilfe und Unterstützung nach Kraft und Vermögen, wenn einer Deiner Brüder in Not, besonders wenn er gefangen ist. Wo einer tot ist, heißt es zuerst an die Lebenden denken. Für Uebertretungen haben wir nur eine Strafe: den Tod!

„Nun kennst Du unser Geheimnis, und Du bist gebunden!“

„Ja,“ erwiderte Pamfo.

„Wir sind in Gruppen zu zehn eingeteilt, jede mit ihrem Haupt. Eine Gruppe kennt die andere nicht, ein Haupt kennt das andere nicht; aber das Oberhaupt kennt sie alle. Wenn es bei einem Anlaß notwendig wird, daß zwei sich einander zu erkennen geben und Du einen Bruder vor Dir zu haben meinst, darfst Du Dich nicht verraten, ehe Ihr nicht wortgetreu das Gespräch geführt habt, das ich Dir jetzt vorlesen will:

„Gast Du einen Zigarrenstumpf, denn mir tut ein Badenzahn weh?“

„Ja, ich habe einen.“

„Wie spät ist es nach Deiner Uhr?“

„Sie geht eine halbe Stunde nach.“

„Seit wann?“

„Seit dem fünf- und zwanzigsten März, dem Annunziatage.“

„Wo warst Du damals?“

„In Girgenti.“

„Wer war da?“

„Brächtige Leute.“

„Wen betest Du an?“

„Sonne und Mond.“

„Wer ist Dein Gott?“

„Die Farbe Pil.“

„Hat er Dir auf alle Deine Fragen richtig geantwortet, so weißt Du, daß es ein Mann ist, auf den Du Dich verlassen kannst.“

„Und nun beschwöre Dein Gelöbniß.“

U fratuzzu band einen Faden um Pamfos Zeigefinger und rickte ihm den Finger mit seinem Messer auf, so daß einige Tropfen Blut auf das Heiligenbild fielen. Die ganze Versammlung schloß einen Kreis um ihn, und Bruno las die Eidesformel, die der Neuaufgenommene Wort für Wort wiederholen mußte.

„Ich schwöre bei meiner Ehre, der Bruderschaft treu zu sein, sowie die Bruderschaft mir treu ist; sowie dieser Heilige und diese wenigen Blutstropfen verbrannt werden, so schwöre ich, all mein Blut für die Bruderschaft vergießen zu wollen;

und wie diese Asche nie wieder zu einem Bilde wird und diese Blutstropfen niemals wieder Blut werden können, so kann ich mich auch nie mehr der Bruderschaft entziehen."

Als der Eid geschworen war, hielt Ramso unter Totenfülle das blutige Bild in die Kerze, bis es zerstört war und zu Asche zerfiel.

"Nun bleibt noch die letzte Probe," sagte Bruno. "Wenn das Haupt befiehlt, ist es Deine Pflicht, blindlings die Hand zu erheben, und sei es gegen Dein eigenes Kind, Deinen Vater oder Deine Mutter. Zeige uns, daß Du bereit bist! Schieße auf den Erlöser!"

Ramso wurde leichenbläß. Seine Stirne war kalt und naß. Mit bebender Hand hob er die Pistole und jagte eine Kugel durch das Kreuzfig.

Die Zeremonie war zu Ende. Einer um den anderen aus der Versammlung wurde herausgelassen und verschwand im Dunkel.

Nach der Gemütsregung dieser Aufnahme verging wohl ein Monat, wo Ramso sich wie im Paradiese fühlte. Ohne einen Finger zu rühren, sah er zu, wie das Geld ihm in den Schoß fiel, und es war etwas Feierliches um diese neuen Freunde, die bereit waren, Gut und Blut für ihn zu opfern.

Ramso besaß keinen Verwandten auf dieser Welt als einen Kessen — Schuhmacher von Beruf und mit Namen Castimiro —, den er aber dafür auch wie einen eigenen Sohn liebte. Der junge Mann war verlobt, aber nicht im Besitz der nötigen Mittel, um zu heiraten; es war also ganz natürlich, daß Ramso ihn an die Goldgrube wies, die er selbst gefunden hatte und mit welcher einen Versuch zu machen, der Kesse gar nicht abgeneigt war.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

12] Du sollst nicht begehren!

Von Timm Kröger.

Nun saß in der Klasse ein kleiner Knabe, der hieß Hinnerk Suhr. Er träumte viel für sich hin. — "Hinnerk!" schalt der Lehrer, "Du bist wieder nicht hier, Du paßt nicht auf. Was habe ich gesagt, wo ist das Glück?" Hinnerk Suhr stand auf, wie das vorgegeschrieben war, und antwortete, die Frage (gleichfalls nach Vorschrift) in der Antwort wiederholend: "Glück ist das Leben von Kassen Weber im lieben Gott."

Die Klasse lachte und der Rektor lachte mit. Sie hatten Grund. Denn es war stadtbekannt, daß der unverheiratete und vermögliche Kassen Weber, nachdem er lange Stammgast bei Hans Hanssen gewesen war, nun mit seinem Webebaum in einem nach dem Hof gehenden Zimmer wohnte und nunmehr im lieben Gott bei Hans Hanssen lebte, das heißt in den Wirtszimmern ab und trank, vor allen Dingen auch "trank" — im Hinterzimmer aber webte, seine Webeschifflein spielen ließ.

"Wo is Kassen?" — "Kassen Weber lebt und webt im lieben Gott."

Mit solchen Wägen half man sich in Hodorf über das Dasein hinweg.

Beim "lieben Gott" war aus dem Wirtszimmer eine Art Terrasse herausgebaut, die sich bis an den großen Lindensteig vorschob. Es war ein angenehmer Platz. In den Linden räsonnierten, zumal im Herbst, eine ganze Menge Sperlinge, eine frische, lustige Gesellschaft. Sie waren, wie alles in der Marsch — fett, jedenfalls wohlgenährt, besonders zur Erntezeit, wenn das Korn in allen Furchen lag und Hans Hanssen seinen Weizen einbrachte.

Eines Tages — In den Linden war es laut, die Kronen waren Tanz- und Bethaus der Spahen, noch ströhlten die Bäume in sattem Sommergrün. — Vielleicht im Innern hier ein leiser, dort ein sachter Farbenton des Vergehens. Aber wer fragt bei voller Ernte nach Sterben und Vergehen?

Die Sonne stand über Hodorfs Dächern und fuhr im Triumph zur Höhe. Das war die Zeit, wo die Leute, die sich bequem machten, und die, die gar nichts zu Tun hatten, ein Glas Portwein tranken.

Wir finden drei Männer auf der Terrasse, oder eigentlich zwei, denn Hermann Kruse, der Krämer, der jeden Morgen fünf Portweine in fünf verschiedenen Wirtshäusern trinkt ("dat is blois wegen de Kundschaft", sagt er), der immer raucht und, wenn er steht, die Hände in den Taschen hat, stieg eben mit sanftem, weingeröteten Gesicht die Treppentufen hinab, um Mutter Körnern nicht vorbeizugehen. Wir finden also zwei Männer am Tisch; der eine ist Kassen Weber, der in diesem Augenblick im lieben Gott gar nicht webte, sondern nur lebte, und noch einen, der überhaupt nicht webte. Er hatte es nicht nötig. Peer Busch gehörte zu der Spezies der Fettbammel. — In Hodorf bedeutet das Leute, die ihre Höfe oder Geschäfte abgegeben haben, Wirtshäuser besuchen und in Ruhe ihre Renten verzeihen. Für Hodorfs wirtschaftliche Entwicklung sind sie nicht ohne Bedeutung, denn ihretwegen haben

Hamburger Banken, wie Wolf, Girsch und Blumenthal, ihre Tochteranstalten in Hodorf begründet.

Hermann Kruse, der eben wegging, war zwar kein Fettbammel, er führte aber ein Leben, als sei er einer. Er sah, namentlich in der Gegend der Nase, gesund aus, und Kassen Weber und Peter Busch sahen auch gesund aus. Die Sonne hatte nämlich eines Tags einen Strahl in die vor Kruse, Kassen und Busch stehenden Portweingläser geworfen, war portwein-erdbeerfarben von dem bebenden Spiegel zurückgeworfen worden und den drei Gästen ins Gesicht und auf die Nase gesprungen. Dieser portwein-erdbeerfarbige Sonnengruß liegt den wackeren Männern seitdem auf der Nase und auf deren Abdachungen.

Es war Wochenmarkt. In drei Eden: Butter, Ferkel, Fleischbuden — in der vierten der gemischte Markt: Geflügel, Gemüse, Fische. — In der Mitte um die Pumpe herum alte schicksalreiche und schicksalsmüde, extra unter dem Zwang heißer Bügelleisen zu neuem Lebensmut gestraffte Hosen. — Von der Straße herauf, die nach Westen geht, der melancholische Gesang der Krautfrauen: Kraut, Kraut! — Nicht beim Kumpenschwengel der öffentlichen Wohlfahrt Güter — die hohe Polizei, der Polizist Karl Dose.

Im großen Steig der Allee siders und flieht ein Strom gut gekleideter und weniger gut gekleideter Menschen; Lasten und Körbe, die andere Leute belästigen, Kinderwagen, Schubkarren sind im Promenadensteig verboten, Reiten und Fahren ist auch nicht erlaubt.

Durch die Blätter fällt keine Sonne, aber eine Menge Streulicht liegt auf der Erde. Das ist mal einem kleinen nackten Gott aus dem Füllhorn gefallen, als Karlchen Dose ihn aus dem Promenadensteig jagte.

Es liegt am Boden, aber wenn der Deutestrom darüber hinfließt, dann rieselt es wie Goldblätter über Glieder und Haupt.

Kassen Weber sprach davon, wie Matthias Ohm von der Bunterwich heute drei Wagen Fettschweine für Wittmaack u. Sohn an den Bahnhof liefere und wie sein Amt auf dem Hof nun bald zu Ende gehe, da Pastor Bruhn, wie man ihn noch immer nenne, mit der Frau Engelbrecht geborene Schott Hochzeit gemacht habe. Auf vier Wochen seien sie nach dem Harz gereist, nach ihrer Rückkehr werde der junge Ehemann selbst wirtschaften. Die Theologie habe er aufgegeben und ein Jahr lang einem Onkel seiner Frau als Lehrling gedient. Peter Busch und Kassen Weber waren beide der Ansicht, daß er ein tüchtiger Landwirt sei und den Hof leicht halten werde. Ob Matthias mitn Schwung wohl in die Stadt ziehen werde? fragte Peter Busch.

Kassen Weber glaube nicht, daß Matthias Ohm das tun wolle. Dann kam die Rede auf den neuen Pastor, der noch gar nicht so recht gefalle, und daß Hodorf nicht viel Glück mit seinen jungen Seelsorgern habe. Da sei mal einer gewesen wie Bruhn, der allen recht geschienen, und "da mußte es so kommen", sagte Kassen Weber.

Peter Busch hatte früher im Nachbarstädtchen gewohnt, hielt sich für einen Freigeist, ging nicht zur Kirche, er hatte die Geschichte des Hodorfer Pastorats nicht gleich im Kopf beisammen und fragte daher:

"Wokeen weer na vör Paster Bruhn?" Kassen Weber wies auf den Markt: "De dor," antwortete er. Ein großer, breitangelegter Mensch, angetan mit einem langen braungelben Rock, ging langsam durch den Lindensteig.

"Ja, ja," sagte Peter, "da fällt mir ein. — Da fällt mir's bei. Das war ja Schweinepriester. Ja, der war es."

Peter Busch und Kassen sprachen, wie die bestgestellten Leute in Hodorf, namentlich wie alle Fettbammel taten, bald hoch, bald platt, zuweilen beides durcheinander. Kam es mehr auf Behaglichkeit an, dann platt — so plattweg wie möglich, kam es auf Bildung und Würde an, dann hoch. Aber das Hoch schmeckte immer nach einer plattdeutschen Zunge.

Der Schweinepriester bog aus der Promenade heraus und ging quer über den Markt.

"He geit nan Bahnhof, verladt kein Waggon," erklärte Kassen Weber.

"Is sin Fru ni n Dochder von Stwien Wittmaack ut Hamborg?"

"Ja."

"Grot Geschäft?"

"Geel grot."

Kassen Weber und Peter Busch versanken in Schweigen und in ihr Glas. Peter trank aus, Kassen Weber auch. Kassen überlegte, ob er sich ein zweites Glas erlauben wolle. Peter Busch aber rief auf Hans Hanssen . . . "Deemer Gott, ja geern — glück!"

Run spendete sich auch Kassen ein zweites.

Peter Busch nippte am neuen Glas, strich sich den Bart, sah auf den Markt und machte eine verwunderte Miene:

"Wat is das für einer?" fragte er.

"Wokeen?"

"De Grote — der Kerl. Siehst Du?"

Kassen sah scharf hin und faltete das Gesicht — "de süht je ganz gefährli . . ."

Ein großer, schlanker, dunkler Mensch, zerrissen, Bagabund, stand im Steig und sah erst nach der Apotheke hinauf und nach der Kirche hinunter und dann über den Markt hinweg. Nun startete er nach der Terrasse hin, nickte, lachte und nahm — "wat will de stel? Was fällt dem ein?" rief Peter, als er es sah, der

Karl nahm den Hut ab und grüßte — es war ein alter, breitkrämpiger, halb Künstlerhut, halb pensionierter Quartiergefellenhut — und schlenderte langsam den Steig hinab der Apotheke zu.

Kaffen Weber sah der Erscheinung nach. — „Wat das is? — Rümndriewer, Lump.“

Peter Busch? Man sah es ihm an, daß er das Vorkommen solcher Existenzen mißbilligte; mißbilligend sah er nach dem noch immer am Pumpenschwengel stehenden Hüter der öffentlichen Ordnung. — „Möß ni verläßt wesen, dor möß Karl vör sorgen. Aber Karl henstellen, orn Plünckerl, Bagels bang tau maken, is eendont.“

Matthies mitn Schwung ging über die Terrasse und begrüßte die Portweintrinker, aber ganz flüchtig, er eilte nach dem Bahnhof, um beim Abwiegen seiner Schweine zugehen zu sein. Mitn Schwung stieg er die Treppe hinunter. — Ob die jungen Leute schon von der Reise zurück seien — fragte Kaffen hinter ihm her. — „Durt na acht Dag,“ war die Antwort. Damit hinte er weiter. Nach einer Stunde kam er zusammen mit Wilhelm Frahm vom Bahnhof zurück. Bei Gählers Platz trennten sie sich, Matthies ging nach seiner Herberge, Wilhelm wollte bei sich zu Mittag essen,

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Patentschau.

Es ist wirklich interessant, welche Fülle von technisch wertvollen und praktischen Ideen einerseits und grotesken Einfällen andererseits in Deutschland dem Patentamt zum Schutz vorgelegt und auch patentiert wird. Von der Baumluchensform bis zum Bademantel, vom Taschenbleistift bis zur Riesenmaschine — alles wird von mehr oder weniger genialen Erfindern als ihr „geistiges Eigentum“ in Anspruch genommen. Große, bedeutende Erfindungen sind wohl nur selten in der Fülle der Patente und Gebrauchsmuster, die allwöchentlich veröffentlicht werden, zu finden. Aber gerade die kleinen Verbesserungen machen zum größten Teil den Fortschritt der Technik aus.

Einer der Hauptvorzüge des elektrischen Lichtes gegenüber dem Gaslicht besteht darin, daß die elektrischen Lampen von einer beliebigen Stelle des Zimmers aus durch einfaches Drücken oder Drehen eines Knopfes angezündet werden können. Es ist nun natürlich, daß man diesen Vorteil auch bei der Gasbeleuchtung zu erreichen sucht. In einer der letzten Nummern des Patentblattes finden wir daher nicht weniger als 3 Patente und 2 Gebrauchsmuster erteilt, die alle das Zünden, besonders die *F e r n z ü n d u n g* von Gaslampen zum Gegenstand haben. Die gewöhnliche Selbstzündung von Gasbrennern geschieht durch eine Nebenflamme. Ein Patent schützt nun eine Zünd- und Löschvorrichtung für Gaslampen durch Verwendung des Gasdruckes mit durch Vermittelung eines Drehschiebers abwechselnd brennender Haupt- und Nebenflamme. Ebenfalls durch Verwendung des Gasdruckes soll bei einem anderen Patent eine Fernzündung erzielt werden. Die übrigen Schutztitel beziehen sich auf die selbsttätige Zündung durch *Z ü n d p i l l e n*, die sowohl für stehende als auch für die in letzter Zeit immer mehr Verbreitung findenden hängenden Gasbrenner Verwendung finden sollen. Gerade für diese hängenden oder nach unten brennenden *G a s g l ü h l i c h t b r e n n e r* — denn nur um solche handelt es sich — finden wir eine Reihe von Verbesserungen patentiert, die sich in der Hauptsache auf die etwas schwierige Frage der Regelung der Luftzufuhr beziehen. Bei der Verwendung von Gas zu *F r i g -* und Kochzwecken wird wohl eine durch Gebrauchsmuster geschützte Einrichtung für die sparsame Hausfrau einen Vorteil bedeuten. Es ist dies ein *k o m b i n i e r t e r* Gasbrenner, der zum Kochen oder zum Erhitzen von Gasplatten verwendet werden kann.

Nicht nur von diesen neuen Zweigen der Technik, auch von alten Industrien wie z. B. den Dampfesselbetrieben können Erfinder Anregungen erhalten. Es ist bekannt, daß *K e s s e l s t e i n b i l d u n g*, die durch bestimmte Beimengungen im Speisewasser verursacht wird, zu den gefährlichsten Explosionen Veranlassung geben kann. D. R.-G.-M. 344 010 und D. R.-G.-M. 344 241 geben nun Vorrichtungen an, um die den Kesselstein bildenden Mineralien aus dem Speisewasser auszuscheiden, während D. R.-G.-M. 343 939 eine Vorrichtung schützt, die die Bildung von Kesselstein an den Wandungen des Dampfessels überhaupt verhindern soll.

Ein weiterer kritischer Punkt im Kesselbetrieb ist die Einhaltung eines bestimmten Wasserstandes im Kessel, dessen Sinken unter einen bestimmten Grad auch zu Explosionen Veranlassung geben kann. Die *K o n s t a n t h a l t u n g* des Wasserstandes vom Bedienungspersonal unabhängig zu machen und so eine größere Betriebssicherheit herbeizuführen ist Gegenstand von drei verschiedenen Personen erteilten Patenten. Es sind das in der Hauptsache Vorrichtungen, die den Wasserstand mittels eines das Speisewentil steuernden Schwimmers konstant halten sollen.

Unser Erfinder sorgen überhaupt gern für die Sicherheit des Lebens und der Person. So will z. B. ein Erfinder in nicht unberechtigter Angst vor der Uebertragung ansteckender Krankheiten durchs Telephon Auskleidungen für die Hör- und Sprachrohre eingeführt wissen. Diese Auskleidungen bestehen aus antiseptischen Papierrollen oder noch besser Papierblättern,

welche der Form des Hörrohres oder Sprachrohres angepaßt sind. Sie haben Befestigungsansätze, mit denen sie in den Rohren befestigt werden können, so daß jeder, der telephoniert, gewissermaßen eigene, saubere, von Infektionsteimen freie Apparate benutzen kann.

Das Telephon ist bei seiner Unentbehrlichkeit für den modernen Verkehr nur zu oft eine Quelle steten Ärgers für den Großstädter. Welcher Geschäftsmann hat nicht, nachdem er mit vieler Mühe und Not den gewünschten Anschluß bekommen hat, zu seinem Verdruß erfahren müssen, daß die Person, mit der er sprechen wollte, nicht zu Hause oder nicht abkömmlich ist. Um einem in solchen Fällen die Mühe und den Zeitverlust eines nochmaligen Anrufens zu ersparen, gibt ein neues Patent eine Vorrichtung an, mittels der telephonisch übermittelte Gespräche zwecks späterer Wiedergabe *p h o n o g r a p h i s c h* aufgezeichnet werden können.

Vielleicht kann diese Erfindung sich schneller zur Geltung bringen, als das vor einigen Jahren aufgetauchte Poulsen'sche Telegraphophon, das einen ähnlichen Zweck auf magnetischem Wege erreichen wollte.

Die Sicherheit der Person wollen auch einige Patente schützen, die die Möglichkeit von Eisenbahnunfällen einschränken wollen. Ein Erfinder geht von dem ganz richtigen Grundsatz aus, daß die besten Signale nichts nützen, wenn sie auf der Lokomotive nicht gesehen werden. Er gibt daher eine Vorrichtung an, die die Streckensignale anzeigt und gleichzeitig durch Schließen eines Kontaktes an der Lokomotive ein entsprechendes Warnungszeichen auf dem Zuge auslöst. Während diese Einrichtung bei allen Bahnen verwendet werden kann, ist eine zweite Erfindung nur für elektrische Bahnen bestimmt. Ein elektrischer Eisenbahnzug kann von außen nach einer gewissen Zeit durch Stromlosmachen der Strecke zum Stehen gebracht werden. Ein in voller Fahrt befindlicher Zug wird aber, auch wenn ihm kein Strom mehr zugeführt wird, ein großes Stück infolge des Gesetzes der Trägheit weiter laufen, falls er nicht gebremst wird. In dem oben erwähnten Patent wird eine Vorrichtung beschrieben, die auch die Bremsen auf dem Zug selbsttätig auslöst, wenn der Strom eine infolge Stromunterbrechung stromlose Blockstrecke durchfährt.

Zu den gefährlichsten Diensten des Eisenbahnbetriebes gehört das Kuppeln und Entkuppeln von Wagen. Es sind schon viele Versuche und Vorschläge gemacht, in diesem Punkte Verbesserungen zu treffen. Ein neues Patent schützt z. B. eine selbsttätige Kuppelung für Eisenbahnwagen, die den Vorzug hat, daß die Kuppelung von der Seite des Fahrzeuges eingelegt werden kann, während bis jetzt der Bedienungsmann beim Kuppeln immer zwischen den Wagen beschäftigt ist.

Für unsere modernen Wohnungen in den Großstädten ist die raffinierte Raumausnützung, zu der man durch die hohen Mietpreise gezwungen wird, charakteristisch. In richtiger Erkenntnis schafft die Technik raumsparende Möbel. Durch ein D. R. G. M. wird der gute alte „Sekretär“ in Form eines Schreibtischschrankes mit auszieh- und umklappbarer, als Schreibtisch ausgebildeter Schublade wieder geschützt, während in einem anderen erteilten Patent ein in eine Schreibtischplatte verwandelbarer Klavierdeckel beschrieben wird. Ein dritter Schutzanspruch beschreibt sogar einen Stuhl, der wohl eine Umkehrung eines Kinderessels ist. Dieser Stuhl hat nämlich eine an der Rücklehne gelenkartig und in jeder Schräglage feststellbar angebrachte Tischplatte. Ein Stuhl scheint überhaupt ein brauchbares Möbel zu sein, wie die Erfindung eines Franzosen zeigt, die er sich bei uns patentieren läßt. Dieser macht aus dem Stuhl ein richtiges Gartenzelt, indem er an ihm eine Klemmvorrichtung anbringt, durch die aufgespannte Schirme in beliebiger Stellung befestigt werden können. Dem eben erwähnten Nachmangel kommt auch eine von Amerika stammende Erfindung entgegen. Sie besteht in einem als Kleiderhalter ausgebildeten Doppelhafen, der bei Nichtgebrauch in ein Gehäuse zurückgeklappt werden kann und dann gar nicht über die Wand hervorragt.

Kleines feuilleton.

Literarisches.

Karl Hendell, Deutsche Dichter seit Heinrich Heine. Ein Streifzug durch fünfzig Jahre Lyrik. Sammlung: Die Literatur. Herausgegeben von Georg Brandes, Ward, Marquardt u. Co., Verlag, Berlin.

Viel segensvolle Freude hat Karl Hendell in den neunziger Jahre mit seinen hundert lyrischen Einzelblättern, den Sonnenblumen, ausgeübt. Dieser Streifzug durch fünf Jahrzehnte deutscher Lyrik nun, der hier in reich mit Bildnissen und Schriftproben ausgestatteten Bändchen vorliegt, darf vorab als eine Ergänzung der Sonnenblumen hingenommen werden; aber er ist viel mehr und vor allem etwas, das für sich besteht. Man hat es da mit einer eigenartigen Anthologie zu tun, mit einer Lese- und durchaus persönlicher Färbung. Hendell hat 35 namhafte Dichter ausgewählt, die Art jedes einzelnen so veranschaulicht, wie sie ihm menschlich-künstlerisches Erlebnis gewesen sind, und von jedem zwei oder drei Gedichte, kaum jemals mehr, zur Kennzeichnung seines dichterischen und auch menschlichen Wesens eingeflochten. Das Ganze ist so geordnet, daß die große Entwicklungslinie, die

sich im Iyrischen Schaffen der letzten zwei Menschenalter erspüren läßt, erkennbar wird; aber Wendell begnügt sich da mit leisem Andeuten; denn nicht auf das Historische kam es bei der Arbeit an. „Ich gebe hier nicht Literaturgeschichte, noch fühle ich anthropologische Verbindlichkeiten.“ Eine Anthologie darf man das Buchlein gleichwohl nennen, und zwar eine von den ganz wenigen, denen man zutrauen darf, daß sie etwas zu wirken vermögen. Wendell lehrt sich einmal gegen die gewisse Art von Anthologien, die zahlreich sind wie Sand am Meer, und in denen meist nach bloßer Namensaufzählung Gedichte abgedruckt sind: „Unsere Anthologien, die vielfach gewisse, einmal übereingekommene Züge eines Dichters immer und immer wiederkehren lassen, erwecken so oft falsche und einseitige Vorstellungen von umfassenden Dichternaturen und dienen gemeinlich mehr der Geschmacksträgheit, als der dem Künstler nachspürenden Liebe.“ Wir haben heute einige Anthologien, die ihren Stoff nicht nach Dichternamen, sondern nach dem Lebensinhalt gruppieren, weil sie das Gedicht zum Mittel persönlicher Lebensfreudigung machen wollen; sie haben also die altübliche Form beiseite geschoben. Wendell aber baut auf dieser alten Form weiter: er ordnet nach Namen und bei der Auswahl der Gedichte leitet ihn nicht nur der ästhetische Gesichtspunkt, sondern auch das Merkmal eines „in Schönheit und Kraft gesteigerten Menschentums“. Er will den Menschen im Dichter sichtbar machen, denn das hat unsere Zeit ja nun wieder begriffen, daß die Kraft des Dichters abhängt von der Höhe seiner Entwicklung als Mensch. Es kommt Wendell nicht darauf an, die Dichter, die er nennt, kritisch abzutun, er sagt einmal nachdrücklich, daß er „gefühllos nur das schöpferisch Fortwirkende betone“; er verschweigt ihre Schwächen nicht, wenn das für das Bild wesentlich ist, aber da er die Dichter so zeichnen will, wie sie sich in ihrer Kraft darstellen, so wird jene Seite meist nebensächlich. Die Absicht, die er verfolgt, gibt ihm ein Recht auf die gewählte Form, und mir ist die Absicht sehr sympathisch. Sie kommt denn doch wohl am ehesten zum Ziel, für die Dichter und ihr Werk zu erobern, und zwar so, daß der Gewonnene nun doch eine Ahnung hat, wo in den Werken eines Dichters Kern und Eigenart sich zeigen. Und nun ist der Führer — gepriesen sei's — selbst ein Dichter und Künstler. Das gehört dazu, wenn der Weg in die Werkstatt von Dichtern führen soll. Trockener Gelehrterton wäre da schlecht am Platze. Da müssen auch die geheimnisvollen Kräfte in Wirkung gesetzt werden, mit denen der Dichter blüh schnell ein ganzes Lebensfeld aufzuschließen und zu verdeutlichen imstande ist. So sucht nun Wendell in Bild und Gleichnis das Wesen der Dichter zu spiegeln, in nachdenklich gestaltendem Plaudern und gern in einem Stimmungston, der als ein Widerklang der Art des jeweilig betrachteten Dichters gelten will. Man kann sagen: Wendell prägte das Münzbild seiner Dichter. So knapp und satt und scharf gelingt ihm oft, was er geben will. Ohne Ermüden folgt man seinen Gängen im Blumengarten unserer Lyrik, er bereitet in gemächlichem Schreiten zu immer ruhigem Verweilen bei den Gedichten, die er seinen deutenden Worten anhängt. Der Leser ist bei dieser erläuternden Anthologie scheinbar nicht sich selbst überlassen, aber bei den Gedichten selbst ist er's dennoch. Sehr vieles wirkt sogar in der Wendellschen Umrahmung, die immer liebevoll geschickt ist, fühlbar tiefer. Der Ernst, mit dem Wendell am Werke schafft, verfehlt seine Wirkung nicht; er schafft aus dem geistlichen Erlebnis heraus, lehrt so eindringlich, wie man um Dichter sich mühen soll, und das Erlebnis gibt nun diesem Buche auch die persönliche Farbe, die aus allen Büchern Wendells den empfänglichen Leser warmen Tons anstrahlt. In diesem besonderen Falle geschieht das um so mehr, weil Wendell für seine Dichterbildnisse den Pinsel auch in lebendigste eigene Lebensbeziehungen zu einer ganzen Reihe von Dichtern, von Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer herauf, tauchen konnte.

Franz Dieckhoff.

Völkerrunde.

Karawanerai in Persien. Zur Aufnahme von fremden Reisenden gibt es in Persien dreierlei Anstalten: die Karawanerai, das Khan und das Mensil. Die Karawanerai ist in wüsten Gegenden oder auf Straßen, die von Städten entfernt liegen, erbaut, um Reisende zu beherbergen; das Khan dient zu demselben Zweck in einer Stadt; Mensil ist ein etwas unbestimmter Name für Herbergen, wird aber gewöhnlich von den Häusern solcher Leute gebraucht, die da, wo es kein Khan oder keine Karawanerai gibt, Fremde aufnehmen.

Karawanerai bedeutet wörtlich Karawanenhaus, da es zunächst zur Aufnahme von Gesellschaften, der Karawanen, die die Reisenden zu ihrer Sicherheit bilden, bestimmt ist. Ein Europäer, der zum ersten Male ein solches Gebäude sieht, glaubt einen Palaß oder eine Festung, eine Burg zu erblicken; aber der erste Eindruck wird immer schwächer, wenn er sieht, daß sich keines der inneren Gebäude über die Ringmauer erhebt. Diese Mauer ist sehr hoch, gewöhnlich 20 Fuß hoch und hat zuweilen eine Ausdehnung von 300 Fuß auf jeder Seite des Vierecks, das sie einschließt. Sie ist sehr stark von Ziegeln gebaut. Die Vorderseite hat oft ein sehr stattliches Aussehen, besonders wenn die Einförmigkeit der Mauer nicht nur durch den Haupteingang, sondern auch durch Nischen unterbrochen ist, die sich ungefähr vier Fuß von dem Boden erheben. Der Eingang in der Mitte der Mauer ist ein hochgewölbter weiter Torweg, über dem sich zuweilen Gemächer be-

finden, von einer prächtigen Kuppel bedeckt. Gewöhnlich ist diese Eingangshalle mit Mosail schon verziert. Auf beiden Seiten des Torweges sind Gemächer, die in der Regel der Aufseher der Herberge mit seinen Leuten bewohnen, und einige von ihnen dienen als Läden. Geht der Reisende durch den Torweg, so erblickt er einen Säulengang, der auf jeder Seite des inneren Vierecks läuft und einen geräumigen freien Platz in der Mitte offen läßt. Er tritt näher und sieht, daß jede der durch Säulen getrennten, hochgewölbten Hallen ein Gemach ist, das von dem angrenzenden Gemach durch eine Mauer geschieden ist. Diese vorn offenen Gemächer haben einen zierlichen Fußboden, einige auch einen Feuerplatz. Eine andere Tür führt in eine kleinere Kammer, die gewöhnlich von länglicher Gestalt ist und ein Herdfeuer hat, der Tür gegenüber, durch das das Gemach allein Licht erhält. Längs der Mauern läuft eine Reihe von Wandbänken, die in allen persischen Häusern ein unumgängliches Bedürfnis sind. Das hintere Gemach wird selten benutzt, selbst nicht zum Nachtlager, außer im Winter oder bei schlechtem Wetter, oder von Frauen. In der Mitte jeder der drei Seiten des Gebäudes, außer der Eingangsseite, befindet sich ein geräumigeres und höheres Gemach, das nicht wie die anderen in zwei Räume geteilt ist. Diese Gemächer werden zuweilen von Familien benutzt, zuweilen aber dienen sie den Gästen, um darin zu rauchen, sich zu unterhalten oder Märchenerzählern zuzuhören. Die gewölbten Gemächer über dem Torwege werden als die Ehrenplätze in einer Karawanerai betrachtet und gewöhnlich von Vornehmern eingenommen, besonders wenn sie Frauen bei sich haben. Diese Gemächer sind heller und reinlicher, als die unteren Räume, die nicht selten durch Schmutz und Ungeziefer unangenehm werden.

Die Ställe einer Karawanerai befinden sich in einem bedachten Gange, der zwischen der Wintermauer der Gastzimmer und der äußeren Mauer des Gebäudes liegt. Längs dieser Mauer läuft noch innerhalb der Ställe eine andere Reihe von zellenartigen Behältnissen, die für die Maulkierreiber, die Diener und diejenigen armen Reisenden bestimmt sind, die ihre Tiere selber warten müssen. In der Mitte des Hofes sieht man eine Erhöhung von Mauerwerk, die Decke eines unterirdischen Gemaches, das Sira Simuhn, wo die Reisenden in den heißesten Tagesstunden eine angenehme Kühlung genießen. Zuweilen aber findet man an der Stelle dieser Erhöhung die runde oder viereckige Einfassung eines tiefen Brunnens, woraus die Karawanerai Wasser erhält, die einzige Bequemlichkeit, die die Herberge, außer dem Obdach, dem Reisenden gewährt. In den Ecken des Vierecks befinden sich Treppen, die auf das flache Dach des Gebäudes führen, wohin die Reisenden, um die Abendhitze zu genießen, sich begeben. Gewöhnlich bringen sie ihre Betten auf das Dach, um oben zu schlafen. Häufig findet man jedoch jene Bequemlichkeiten nicht vollständig in einer Karawanerai. In einigen fehlen die Ställe, in anderen laufen die Gastzimmer nicht längs allen Seiten des Vierecks. Viele haben keine mit einer Kuppel bedeckten Gemächer, viele kein Sira Simuhn, in einigen fehlen die Vögelgänge, und man sieht nur eine Reihe von einzelnen Gemächern, und davor eine Bank von Stein oder Ziegeln. Diese Herbergen gewähren dem Fremden nichts als die nackten vier Wände, und da es oft unmöglich ist, selbst für hohe Preise Lebensmittel in der Umgegend zu erhalten, so müssen sich die Reisenden nicht nur mit Betten und Küchengerät, sondern auch mit Lebensmitteln versehen. Für die Bequemlichkeiten, die die Karawanerai gewährt, hat man eigentlich nichts zu zahlen, und obgleich man von angesehenen Reisenden zuweilen eine kleine Entlohnung zu erwarten scheint, so wird sie doch nicht als Vergütung für das Obdach, sondern nur als Belohnung für Dienstleistungen, die man von dem Aufseher der Karawanerai erhalten, angesehen.

Technisches.

Der Aluminiumverbrauch in den Vereinigten Staaten. Einen interessanten Beleg für den wachsenden Konsum an metallischem Aluminium gibt der Bericht, den D. C. Phalen, Mitglied der staatlichen geologischen Behörde, über die Produktion von Nohaluminium und Bauxit im Jahre 1907 in den Vereinigten Staaten gegeben hat. In diesem Jahre wurde für 340 Millionen Mark metallisches Aluminium verbraucht, das ist um über 40 Millionen Mark mehr als im Jahre 1906. An sich ist diese Ziffer ja eine sehr hohe, aber der große Aufschwung, der zu Beginn des Jahres 1907 für die Vereinigten Staaten erwartet wurde, blieb aus, da die allgemeine Verschlechterung der Geschäftslage im Verlaufe des Jahres sich eben auch auf dem Gebiete der Aluminiumindustrie geltend machte. Gleichwohl überstieg die Menge des gewonnenen Bauxit, das eines der wichtigsten Rohmaterialien für die Aluminiumgewinnung ist, um 30 Proz. die Ziffer für 1907. Es ist dabei festzuhalten, daß der Bauxit außer zur Herstellung von metallischem Aluminium auch noch für die Fabrikation von Aluminiumsalzen und Bauxitziegeln in Betracht kommt. Diese letztere Verwendung ist ganz jungen Ursprungs. Der Hauptwert dieser Bauxitziegel liegt in ihrer größeren Widerstandsfähigkeit gegen den zersetzenden Einfluß geschmolzenen Metalls bei hohen Temperaturen, wodurch sie zum Bau gewisser Stahlföfen sowie Blei- raffinerieöfen und auch in der Zementindustrie Verwendung finden. An Bauxit wurden im Jahre 1906 75 332 Tonnen im Werte von rund 1½ Millionen Mark, im Jahre 1907 dagegen 97 776 Tonnen im Werte von fast 2 Millionen Mark gewonnen.